

Peter Pogany-Wnendt
Der Wert der Menschlichkeit

Forum Psychosozial

Peter Pogany-Wnendt

Der Wert der Menschlichkeit

**Psychologische Perspektiven für
eine Humanisierung der Gesellschaft**

Psychosozial-Verlag

Für Ute, meine unzertrennliche Lebensbegleiterin.
Seit 40 Jahren wandern wir gemeinsam durch das Leben.
Ihre Liebe gibt mir Kraft.

Für Rahel, meine Tochter.
Ihr möchte ich eine menschlichere Welt hinterlassen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe
© 2019 Psychosozial-Verlag, Gießen
E-Mail: info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: *Wolkenloch*, Foto: Rudolf Bonvie

Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar
Satz: SatzHerstellung Verlagsdienstleistungen Heike Amthor, Fernwald
ISBN 978-3-8379-2898-3 (Print)
ISBN 978-3-8379-7621-2 (E-Book-PDF)

*All diejenigen,
die den Pfad der Menschlichkeit verlassen haben:
Mögen sie den Wert der Liebe (wieder-)erkennen
und den Mut zur Umkehr und zur Selbstheilung aufbringen.*

*All diejenigen,
die um die Bewahrung ihrer Menschlichkeit ringen:
Mögen sie mit der Kraft ihrer Liebe
all denjenigen,
die den Pfad der Menschlichkeit verlassen haben,
Mut zur Umkehr und zur Selbstheilung machen.
Unseren Kindern und Kindeskindern zuliebe,
die den Anspruch haben,
in einer menschlichen Welt zu leben.*

*Wir müssen uns ernsthafte Sorgen
um den heutigen Zustand der Menschlichkeit in der Welt machen.*

Inhalt

Vorwort	9
Eine persönliche Entstehungsgeschichte	
Einführung	19
Die Zwiespältigkeit des Menschen als liebendes Wesen	
Der Wert der Menschlichkeit	19
Die Erzeugung einer entmenschlichten Welt	34
I Psychologie der Menschlichkeit	53
Eine Umarmung ist schöner als ein Faustschlag	
Hilfreiche Beziehungen tun uns gut	57
Der bewusste Mensch	61
Das Gehirn belohnt Liebe.	
Neurobiologische Grundlagen der Menschlichkeit	64
Der menschliche Kern will lieben:	
Seelische Grundlagen der Menschlichkeit	84
Der Ursprung der Menschlichkeit: Die Primäre Liebe	119
»Ich will lieben.« Entwicklung der Menschlichkeit	148
Liebe im anderen bewirken: Dialektik der Menschlichkeit	163
Die Rolle der Gefühle für die Menschlichkeit	165
Zum Problem der Aggression aus der Perspektive der Menschlichkeit	171

II Psychologie der Selbstentmenschlichung	195
»Ich bin davon überzeugt, dass ich einen bösartigen Kern habe«	
Neurobiologische Folgen mangelnder Liebe	197
Seelische Folgen mangelnder Liebe	200
Die Dynamik der Selbstentmenschlichung	217
III Der Verlust der Menschlichkeit unter experimentellen und historischen Bedingungen	255
Das Milgram-Experiment	256
Der Holocaust: Sie hörten auf, Menschen zu sein	309
Epilog: Imagine – Stelle dir eine menschlichere Welt vor	375
Danksagung	383
Literatur	385

Vorwort

Eine persönliche Entstehungsgeschichte

»Ich bin nicht sicher, ob ich wirklich lieben kann«, sagte ich vor fast 20 Jahren zu meiner Mutter bei einem Telefongespräch. Dieser ungeheuerliche Satz rutschte mir unvermittelt und völlig unwillkürlich heraus, aus den Tiefen meines Unbewussten kommend. Der Tag, an dem ich in jenem Telefonat die Wahrhaftigkeit meiner Liebe gedankenlos infrage stellte, markiert einen Wendepunkt in meinem Leben. Niemals zuvor hatte ich Zweifel an der Evidenz meiner Liebe gehegt. Als Sohn liebte ich selbstverständlich meine Eltern, als Ehemann meine Frau, als Vater meine Tochter, als Freund meine Freunde und als Arzt und Psychotherapeut meine Patienten. Als kritisch denkender Mensch machte ich mir Gedanken über die Ungerechtigkeiten dieser Welt und zeigte Mitleid mit den Benachteiligten. Im Sog der Jugendprotestbewegung der späten 1960er und 1970er Jahre kämpfte ich als Rebell gegen die Verlogenheit des Establishments. Ich trug lange Haare und Jeans als Ausdruck meiner Ablehnung des Autoritären und der Engstirnigkeit der Elterngeneration, die aus mir einen gehorsamen und angepassten Menschen machen wollte. Ich rang um meine Identität, kämpfte gegen den äußeren Zwang, etwas anderes werden zu sollen, als ich werden wollte. Ich wollte es nicht zulassen, dass man mich nötigte, mich von mir selbst zu entfremden. Ich hörte Rockmusik und Protestlieder, die die Liebe, die Freiheit und den Frieden besangen, und träumte von einer gerechten Welt ohne Kriege. Camus und Ghandi waren meine Vorbilder. Schon in der Schule gewann ich Zugang zur Psychoanalyse Freuds, die mich durch ihre humane Orientierung beeindruckte. Sie schien mir damals schon eine geeignete Möglichkeit zur Befreiung von manchen unnötigen, insbesondere sexuellen, Zwängen zu bieten. »All you need is love« war das sinnstiftende Motto, das mir während der stürmischen Zeiten, der Irrungen und Verwirrungen meiner Jugend Orientierung und Hoffnung gab. Kurzum: Ich

wägte mich unzweifelhaft auf der Seite der Liebenden. Liebe sollte mir als innerer Kompass zu einer menschlichen Haltung dienen.

Nun war dieser mehr als beunruhigende Satz, der die Grundfesten meiner bisherigen Existenz ins Wanken brachte, ausgesprochen und damit, wie der befreite Geist aus der Flasche, unwiderruflich in die Welt gesetzt. Bis dahin hatte der Zweifel an meiner Liebe offenbar eine bloß untergründige Existenz im Schatten meiner Handlungen und bewussten Einstellungen gefristet – von mir unbemerkt und gegen die Bewusstwerdung gut abgesichert. Aus welchen Gründen auch immer bahnte er sich während des besagten Telefonats den Weg aus der Verborgenheit der Unbewusstheit ans Licht der Erkenntnis.

Meine an sich unbedachte Aussage scheint bei meiner Mutter bedrohliche Gefühle ausgelöst zu haben. Sie nahm sie offenbar persönlich, als hätte ich an meiner Liebe *zu ihr* gezweifelt, was ich keineswegs bezeckt hatte. Wenige Tage später hörte ich, dass sie über unser Telefonat gesprochen und es mit den Worten kommentiert hatte, dass sie im *Glauben* sterben wollte, von ihrem Sohn geliebt zu werden. Zu diesem Zeitpunkt war sie schon an Lungenkrebs erkrankt. Diese Aussage ließ mich wiederum verstört zurück. Denn meine Mutter sagte nicht »Im *Wissen*, dass ...« oder »In der *Gewissheit*, dass ...«, sondern »Im *Glauben*, dass ...«. Wie sollte ich ihre Bemerkung verstehen? Zweifelte sie an der Wahrhaftigkeit meiner Liebe zu ihr? Oder an ihrer Liebe zu mir? Oder war Liebe für meine Mutter eine Sache der Einbildung, des So-tun-als-Ob oder schlicht eine Attitüde? Ich war jedenfalls über diese Äußerung erschüttert. Ich hatte in meiner Jugend mit ihr viele Konflikte ausgestanden, die meist daher rührten, dass sie mit ihren vereinnahmenden und besitzergreifenden Seiten oft versuchte, auf subtile Weise meine Bestrebungen nach Eigenständigkeit zu unterbinden. Meine Liebe zu ihr jedoch hatte ich nie infrage gestellt. Sie war schließlich meine Mutter – der Ursprung meines Lebens. Es ist nicht möglich, die Quelle des eigenen Lebens nicht zu lieben. Doch nun tauchten erste Zweifel auf, ob der Schein mit der Wirklichkeit übereinstimmte. Meine Mutter war 23 Jahre alt, als sie mich gebar. Nicht einmal zehn Jahre zuvor hatte sie die fürchterliche Erfahrung der Verfolgung während des Holocaust in Ungarn gemacht. Sie war selbst emotional sehr bedürftig und hatte mich als Kind in hohem Maße emotional in Besitz genommen und glaubte, mich dabei zu lieben. Aber sie schränkte damit teilweise meine Autonomieentwicklung ein. Sie benutzte meine natürliche Liebe, um ihre eigene emotionale Bedürftigkeit zu stillen, und war nur begrenzt in der Lage, meine ureigenen

kindlichen Anstrengungen und Bedürfnisse wahrzunehmen. In meiner kindlichen Hilflosigkeit hatte ich ihre Besitznahme als ihre Liebe zu mir und meine Unterwerfung als meine Liebe zu ihr umgedeutet. So wurde ich sehr früh unbewusst in ihre falsche Liebe verstrickt – eine Liebe, die nicht primär auf die Wahrnehmung meiner kindlichen Bedürfnisse, sondern auf die Befriedigung ihrer emotionalen Mängel ausgerichtet war. Erst Jahre später sollte ich schmerzlich erkennen müssen, dass sie mich kaum als denjenigen wahrgenommen hat, der ich in Wirklichkeit war, sondern hauptsächlich die eigene projizierte Wunschvorstellung in mir gesehen hatte, die ihr half, ihr unsicheres Selbstwertgefühl zu stärken.

Auch mein Vater schenkte mir das Leben. Ebenso wenig hatte ich jemals meine Liebe zu ihm oder seine zu mir infrage gestellt, obwohl ich auch mit ihm im Laufe meiner Jugend und als junger Erwachsene einige, keineswegs harmlose Konflikte ausgetragen hatte. Meine langen Haare gefielen ihm nicht – ihn kümmerte, wie auch meiner Mutter, was die Leute sagten. Ich aber wollte für mein Wesen und nicht für mein Aussehen beurteilt werden. Kurz vor einem gemeinsamen Urlaub setzte er mich unter Druck und drohte mir, nur dann für mich zu buchen, wenn ich zum Frisör gehen würde. Das war Wasser auf die Mühlen meiner Rebellion. Ohne zu zögern, antwortete ich mit jugendlicher Kompromisslosigkeit, dass er dann für mich nicht zu buchen bräuchte. Zu meiner Überraschung brach er in Tränen aus, was für ihn sehr ungewöhnlich war. Das löste in mir eine Mischung aus Rührung und Triumph aus, ließ mich aber keineswegs von meiner kompromisslosen Haltung abweichen. Als ich mich schon damit abgefunden hatte, auf den Urlaub verzichten zu müssen, eröffnete er mir, dass er für mich gebucht hätte, mich aber *bitten* würde, zum Frisör zu gehen. Ich war hin- und hergerissen und brauchte einige Tage, um eine Entscheidung zu treffen: Schließlich fügte ich mich seinem Wunsch. Danach ging ich zehn Jahre lang nicht mehr zum Frisör.

Jahre später, als ich heiraten wollte, entschied ich, den Nachnamen meiner Frau anzunehmen. Als ich ihm meine Entscheidung mitteilte, war er so erbost, dass er mir drohte, mich zu enterben. Auch hier blieb ich unnachgiebig. Ich war der Meinung, dass mir das Recht zustand, selbst über den Nachnamen meiner neu zu gründenden Familie zu bestimmen, und verlangte von meinem Vater, dies zu akzeptieren. Er aber sah es anders und zeigte sich zutiefst verletzt. Auch hier gab er am Ende nach und machte seine Drohung nicht wahr. Jedoch dieser Konflikt hinterließ einen Riss in unserer Beziehung. Erst viel später, da lebte er nicht mehr, habe ich seine

heftige Reaktion verstanden. Seine Eltern waren im Zuge des Holocaust in Ungarn ermordet worden. Der Familienname stellte die Verbindung zu ihnen, zu seiner Ursprungsfamilie und zu seiner Vergangenheit her. Mit der Aufgabe des Familiennamens kappte ich in seinen Augen die Brücke zu seiner Vergangenheit und zu seinem Ursprung. Außerdem nahm ich ihm die Möglichkeit, zumindest was mich betraf, seinen Namen an seine Enkelkinder weiterzugeben. Das war für ihn schmerzlich. Er hat es mir nie verziehen.

Als ich das erwähnte Gespräch am Telefon mit meiner Mutter führte, war mein Vater einige Jahre zuvor im Alter von 68 Jahren überraschend an Lungenkrebs verstorben. Jene unerwartet aufgetauchte telefonische Mitteilung an meine Mutter erschütterte, einem Erdbeben gleich, das Fundament meines bisherigen Daseins und ließ mich in eine tiefe Krise stürzen – wie ich heute weiß: in eine schwere Selbstwertkrise. Plötzlich stellte ich meine Fähigkeit zur Liebe grundsätzlich in Frage. Wenn das, was ich für Liebe hielt, keine wahre Liebe war, was war dann Liebe? Und wenn ich nicht, wie ich bislang geglaubt hatte, lieben konnte, wovon speiste sich mein Selbstwertgefühl? Diese Fragen quälten mich unaufhörlich. Dann las ich *Der Tod des Iwan Iljitsch* von Tolstoi. Der treue Bauernjunge Gerassim wachte die ganze Nacht am Bett des schmerzgeplagten sterbenden Iwan Iljitsch, während seine Frau und seine Tochter es vorzogen, sich in Schale zu werfen und bei einer Theatervorstellung zu amüsieren. Nun erkannte Iwan unmittelbar die wahre mitfühlende Liebe des Gerassims, im Gegensatz zum aufgeblasenen, aber kaltherzigen gesellschaftlichen Gehabe, in das seine Frau verstrickt war und dessen Gefangener auch er ein Leben lang gewesen war. Nicht das echte Mitgefühl oder die wahrhaftige Sorge um den anderen hatte seinen Umgang mit den Mitmenschen geregelt, sondern die eile Angeberei. Iwan musste am Ende seines Lebens erkennen, dass er seine privaten, beruflichen und gesellschaftlichen Rollen perfekt gespielt hatte, um sich dadurch allseits beliebt zu machen – die wahre mitfühlende Liebe hatte er jedoch nie kennengelernt. Ein einfacher Bauernjunge brachte sie ihm bei.

Iwan Iljitsch öffnete mir die Augen. Ich sah mich in ihm teilweise gespiegelt. Der schmerzliche Prozess der Selbstläuterung im Ringen um die Wahrhaftigkeit meiner Liebe bekam neue Impulse. Ich musste mir eingestehen, dass ich in der Vergangenheit versucht hatte, einem Bild meiner selbst zu entsprechen, um Bewunderung und Anerkennung zu erlangen. Ich gab mir die Pose des Liebenden und täuschte mit meinen gut gespielten Darstellungen nicht nur meine Umwelt, sondern vor allem mich selbst. Damit will

ich nicht behaupten, dass ich bar jeder Liebe gewesen wäre. Aber sie war geschädigt und in einem hohen Maße mit Eitelkeit vergiftet. Ich musste vor mir selbst voller Scham zugeben, dass ich oft nur diejenigen »liebte«, die mich bewunderten. Die Pose der Liebe hatte sich teilweise zu einem Instrument meiner Eitelkeit entwickelt, um selbstsüchtige Anerkennung zu erlangen. Sobald mir jedoch jemand seine Bewunderung versagte, verlor ich schnell das Interesse an ihm. Mein Selbstwertgefühl nährte sich zu einem höheren Anteil aus Eitelkeit. Ohne es vor mir selbst zugeben zu können, achtete ich bei meinen Handlungen stärker darauf, was mir Lob und Anerkennung einbrachte, als darauf, was dem Wohle meiner Mitmenschen dienen könnte. Ich musste erst verstehen lernen, was Liebe ist. Im Verlauf dieses Prozesses der Selbsterkenntnis verstand ich, dass Liebe eine Kraft ist, die sich fortwährend im Werden befindet. Ihre Entfaltung bedarf der beständigen aktiven Bemühungen.

Eine weitere Wendung erfuhr der Prozess der Auseinandersetzung mit meiner Fähigkeit zur Liebe, als ich das Buch des Psychoanalytikers Arno Gruen *Der Fremde in uns* las. Gruen beschreibt sehr einfühlsam die verheerenden Folgen einer Erziehung, die die spontanen und authentischen Lebensäußerungen des Kindes zurückweist und es stattdessen zur Unterwerfung unter das Diktat der Eltern zwingt, für seine Menschwerdung. Sie schädigt das Mitgefühl und verhindert, dass Menschen wahre Verantwortung für ihre Mitmenschen übernehmen. Mit anderen Worten: Mangel an elterlicher Liebe beeinträchtigt die Entwicklung der Liebe des Kindes. Gruen half mir, besser zu verstehen, wie die Entwicklung meiner Liebe schon früh in meiner Kindheit geschädigt wurde. Ich vermag nur schwer zu bemessen, ob die Flucht aus Ungarn im Alter von zwei Jahren unter den dramatischen Umständen des Aufstands im Jahre 1956 schwerwiegende traumatisierende Auswirkungen auf meine weitere seelische Entwicklung hatte. Meine noch verletzliche kindliche Seele hatte nicht nur die lebensgefährliche Flucht zu verkraften, sondern auch die zweiwöchige Trennung von meinen Eltern, die sich ohne mich auf den Weg nach Wien machten. Ich folgte ihnen mit meinen Großeltern. Mit Sicherheit kann ich aber sagen, dass trotz der Bemühungen meiner Eltern, mir emotionale Sicherheit und Fürsorge zu geben, was ihnen ganz sicher in vielen Aspekten gelungen ist, ich auch Verletzungen sowie emotionale Entehrung und Zurückweisung erfahren habe. Ich gehörte zu den Neugeborenen, die man in der »guten Absicht«, sie nicht zu verwöhnen, hat schreien lassen. »Es war schwer für mich, nicht hinzugehen, wenn du geweint hast. Aber nach

drei Tagen hast du aufgehört zu schreien«, sagte mir meine Mutter Jahre später, jedoch ohne Empathie für die Auswirkungen, die diese herzlose Haltung in meiner Seele hinterlassen haben könnte. Auch im Laufe meiner späteren Kindheit wurde ich viel alleine gelassen. Meine Kindheit war von Angst geprägt, obwohl ich niemals körperliche Züchtigung erfuhr. Noch in der Pubertät litt ich unter zum Teil so starken Verlustängsten, dass ich Panik bekam, wenn meine Mutter das Haus verließ. Zwar wurden meine kindlichen Bedürfnisse nicht missachtet, aber sie hatten meist hinter dem gesellschaftlichen Leben meiner Eltern zurückzustehen. Wenn das empathische Eingehen auf die Lebensäußerungen des Kindes fehlt, fühlt es sich der Liebe der Eltern nicht wert – ein Zustand der tiefen Verzweiflung, der den Keim für eine negative, ablehnende Beziehung zu sich selbst legt. Ich war ein unsicheres und angepasstes Kind, das versuchte, es den Eltern recht zu machen. Diese Form von Unterwerfung deutete ich in Liebe um. Erst in meiner späten Jugend erwachte der rebellische Geist in mir.

Das Defizit an Empathie meiner Eltern war darauf zurückzuführen, dass sie selbst in ihrer Liebe in Teilen geschädigt waren. Mit ihrer geschädigten Liebe schädigten sie meine aufkeimende kindliche Liebe. Beide, jede auf eine andere Weise, waren emotional bedürftig und abhängig geblieben. Die Schrecken des Holocaust, die sie in jungen Jahren erlebten, spielten dabei ganz gewiss eine bedeutende Rolle. Sie hinterließen in ihnen unverwischbare seelische Spuren, von denen sie sich, trotz des Anscheins eines normalen Lebens, nie wieder ganz erholen sollten. Aber auch die strenge und zuweilen lieblose Erziehung, die sie genossen, beeinträchtigte ihre Liebe. Meine Mutter hatte einen autoritären Vater, der auch nicht vor Schlägen zurückschreckte, wenn es um Gehorsam und um die Durchsetzung seiner »Prinzipien« in der Erziehung ging. Er war ein Tyrann, der absolute Unterwerfung verlangte. Verhängnisvollerweise idealisierte meine Mutter ihn ein Leben lang, um sich nicht mit der schmerzlichen Erkenntnis seiner Lieblosigkeit konfrontieren zu müssen, und entwickelte selbst vereinnahmende und manipulative Seiten, mit denen sie im Namen der Liebe seelische Macht und Gewalt ausüben konnte. Aufgrund ihrer Erfahrung mit körperlicher Gewalt hatte sie sich vorgenommen, ihre Kinder niemals zu schlagen. Das hielt sie ein. Mein Vater genoss ebenfalls eine strenge Erziehung auf der Grundlage des Gehorsams. Er konnte sich in der Jugend kaum mit seinen Eltern auseinandersetzen und sich von ihnen emotional lösen, weil er im Alter von 18 Jahren im Zuge der Verfolgung der Juden in Ungarn in ein Arbeitslager deportiert wurde. Als er zurückkam, lebten seine Eltern nicht

mehr. Diesen Verlust hat er nie überwunden. Er war ein schweigsamer und emotional wenig erreichbarer Mann, der einerseits mit seinem traurigen Blick Mitleid, andererseits mit einem strengen Blick Furcht erregen konnte.

Diese Erkenntnisse über mich selbst, meine Kindheit und meine Eltern, so heilsam sie auch waren, halfen mir nicht, Antworten auf die Frage nach der wahrhaftigen Liebe zu finden. Ich hatte einige Formen der falschen Liebe, die als Maskierung von Eitelkeit, von Machtausübung oder von Besitznahme dienten, erkannt – ich wusste aber deswegen noch lange nicht, was wahre Liebe bedeutet.

So machte ich mich auf die Suche. Eine erste entscheidende Spur fand ich in Erich Fromms Buch *Die Kunst des Liebens*. Er erklärt dort, dass Liebe etwas mit der »tätigen Sorge« für das Leben und das Wohlsein des *anderen* zu tun hat und nicht, wie auch ich bislang geglaubt hatte, mit den Anstrengungen, selbst geliebt zu werden. Dieser an sich einfache wie selbstverständliche Gedanke war für mich damals revolutionär und brachte mein Selbstkonzept gehörig durcheinander. Ich musste erkennen, dass überwiegend als Liebe getarnte Selbstsucht und nicht wahre Liebe die treibende Kraft meines Handelns gewesen war. Ich brauchte eine Weile, um mich von dem Schock dieser beschämenden Einsicht zu erholen. Lange Zeit fühlte ich mich unfähig zu lieben und wertlos.

Zu diesem Zeitpunkt hatte ich mich schon seit geraumer Zeit mit der Frage nach den seelischen Folgen des Holocaust auf die Nachkommen der Überlebenden und der Täter beschäftigt.¹ In diesem Zusammenhang beschäftigte mich ebenfalls das Problem, wie Menschen zu grausamen Tätern werden, die ihre Mitmenschen grundlos quälen und sogar ermorden können. Nachdem ich das Buch *Die zweite Schuld* von Ralf Giordano las, war für mich klar, dass die Frage nach der Täterschaft nur im Zusammenhang mit der Frage nach der Menschlichkeit und jener, wie diese den Menschen verloren geht, beantwortet werden kann. Giordano sprach vom »Verlust der humanen Orientierung« der Täter des Holocaust. Aber: Was war die »humane Orientierung«, die den Tätern verloren ging? Instinktiv konnte ich verstehen, was Giordano meinte, ich konnte es aber kaum in Worte fassen. Ich suchte also, insbesondere in der psychoanalytischen Literatur, nach einem geeigneten Konzept von Menschlichkeit, das mir helfen würde, Antworten zu finden. Zu meiner großen Überraschung blieb meine

¹ Ich war Gründungsmitglied des 1995 ins Leben gerufenen Arbeitskreises für intergenerationale Folgen des Holocaust, ehemals PAKH e.V., dessen Vorsitzender ich heute bin.